

Schwiegervater, mit dem ihn eine lange Freundschaft verband und der ihm vermutlich wie kein Zweiter die durch Fausias Scheidungsantrag bedingten Verwicklungen am ägyptischen Hof würde erläutern können. Zum andern mit US-Botschafter Tuck, dem er ein Schreiben seines Amtskollegen George Allan in Teheran zu überbringen hatte. Auf beide Lageberichte war er sehr gespannt.

*

Während der nächsten Tage verließ der Botschafter seine Dienststelle nicht. Er suchte die verschiedenen Abteilungen auf, gab hier Anweisungen zu Renovierungen und Innenarbeiten, dort zu Reparaturen am Gebäude. Weil die Vertretung zeitweise ohne Leitung geblieben war, hatte sich Post angesammelt, die nun auf des Botschafters Schreibtisch ihrer Bearbeitung harrte. So manches Ersuchen hatte sich durchs längere Liegen erledigt, andere konnte sein Stellvertreter weisungsgemäß bearbeiten, die übrigen wanderten ins Archiv. Der Botschafter machte sich ans Werk, las rund um die Uhr Antrag um Antrag, konnte die Stapel an Dokumenten binnen Kurzem reduzieren und fand sogar noch Zeit, sich mit seinem neuen Mitarbeiterstab vertrauter zu machen. Er verfasste Schreiben nach Teheran, Beirut und San Francisco, die er erst spätabends, nachdem das übliche Arbeitspensum erledigt war, Gelegenheit hatte, in Telegrammform zu bringen, um Mohammad Reza Schahs Privatsekretariat über seine Ankunft in Kairo in Kenntnis zu setzen und zusätzliche Themen zu benennen, die er im Laufe seiner Konsultationen mit Entscheidungsträgern am ägyptischen Hof anzusprechen gedachte.

Zu Mittag aß er während dieser Zeit allein und in aller Eile, um den vielen nachmittags vorstellig werdenden Menschen aus Kairos iranischer Gemeinde im großen Empfangsraum der Botschaft zu Diensten sein zu können. Mit manchen tat er sich schwer, weil ihre Ansinnen eines Diplomaten Möglichkeiten überstiegen. Dennoch musste er möglichst günstige Prognosen machen, obwohl ihm die Hände gebunden waren. Auch Geschäftsleute wurden vorstellig, meist seit mehreren Generationen bereits in Ägypten tätig, und ein Konditor, der dem Botschafter eine Auswahl iranischer Süßspeisen und Gebäck zum Geschenk machte. Ein, zwei Mullahs, Studenten an der Al-Azhar-Universität, zählten ebenfalls zur iranischen Gemeinde, und auch junge ägyptische Doktoranden suchten ihn mit der Bitte um Unterstützung bei ihren Recherchen zur Promotion über klassische iranische Literatur auf. Sogar eine Sängerin trat mit einem Anliegen an ihn heran. Eine Frau mittleren Alters, keine Augenweide, das unschön gefärbte Haar zu beiden Seiten am Kopf so geflochten, dass es aussah, als habe sie sich zwei große Tomaten über die Stirn

gepflanzt. Sie trug den seltsamen Namen Parandehpur, Vogelsohn, und hatte eine noch seltsamere Bitte: Der Botschafter möge seinen Einfluss geltend machen und ihr in Kairos angesehenen Casinos Auftritte verschaffen. In Etablissements, in denen Diplomaten und Politiker hohen Rangs verkehrten. Sie erwähnte einen Herrn Karim Sabet, der Iraner sei, die namhaftesten Casinos der Stadt betreibe und König Faruk nahestand. Sie versprach sich von diesem Schritt einen Karriereschub und war – vielmehr noch – überzeugt, ihre Berühmtheit könne dabei helfen, der ägyptischen Bevölkerung die hohe Kunst der iranischen Musik nahezubringen. Der Botschafter schüttelte den Kopf über diesen Plan, gab der Künstlerin lächelnd zu verstehen, dass er ihr diese Bitte zwar nicht von vornherein abschlagen, ihr aber auch keine falschen Versprechungen machen wolle. Nicht selten war er nach solchen Gesprächen sehr angespannt, frustriert, zudem sicher, dass er es hier mit Menschen zu tun hatte, die Unmögliches von ihm fordern würden, wenn er nachgiebig wäre. An solchen Tagen ging er abends früh schlafen. Zumal seine von den USA aus nach Ägypten verschiffte Kiste mit Büchern in Kairo noch nicht eingetroffen war.

Eines Abends, nach einem weiteren sehr arbeitsreichen Tag, brachte seine Sekretärin ihm ein Einschreiben, adressiert an Irans diplomatische Vertretung in Kairo, versandt vom Philosophen Walikhan Hindi. Der Botschafter ließ den Blick eine Weile auf dem Namen Walikhan ruhen. War er's wirklich? Unter den Tausenden Namen Tausender Menschen verschiedenster Nationalitäten, die einem Diplomaten durch den Kopf schwirren, trat dieser allmählich hervor, denn er war an eine besondere Erinnerung geknüpft. Eine Erinnerung, die, nach vielen Jahren tief in seinem Gedächtnis vergraben, noch erstaunlich lebendig war. Je länger er an sie zurückdachte, desto lebhafter wurde sie und hob des Botschafters Stimmung. Wie weggeblasen war seine schlechte Laune, durch all die Iranerinnen, Iraner verursacht, die ihn heute, und an so vielen anderen Nachmittagen, wie aufdringliche Fliegen umschwärmt und ihn hartnäckig gedrängt hatten, ihre unsinnigen Anträge zu bewilligen.

Die Erinnerung war mit dem indischen Philosophen, vor allem aber mit der jungen Frau in seiner Begleitung verbunden, der der Botschafter vor Jahren begegnet war. Eine Amerikanerin, rank, schlank, höchst attraktiv. Wobei er sich damals gefragt hatte, was die hübsche Frau an diesem indischen Philosophen und an seinen Thesen und Absichten anziehend fand? Ein Primat in Paarungsstimmung, der auf die außergewöhnliche Schönheit einen Alleinanspruch erhob.

Die Begebenheit reichte rund fünfzehn Jahre zurück. Eines Sommers war der Botschafter nach Frankreich gereist, um in Paris, gemeinsam mit einem

Freund, die dortige Moschee zu besuchen.

Das kleine Café der Moschee in einem Winkel des ausgedehnten, beschaulichen Gartens war strohgedeckt, zum Schutz vor direkter Sonne. Das nützliche Strohdach, sanfter Wind von der Seine her, arabische Musik, durch die offenen Fenster des Cafés auch draußen im Freien hörbar, hatten das Gartenlokal zu einem gemütlichen Fleckchen Erde gemacht, an dem ein Glas Tee umso wohler tat. Da der Botschafter und sein iranischer Freund sich auf Persisch unterhielten, als sie das Café betraten, wurde an einem der Tische ein Inder, in Begleitung einer hübschen jungen Dame, auf sie aufmerksam. Wo auch immer, wie auch immer übten junge Frauen eine magnetische Anziehungskraft auf den Botschafter aus. Noch bevor er den Inder bemerkte, war ihm die junge Dame aufgefallen, mit ihrem rätselhaft widersprüchlichen Blick, den der Diplomat sofort erfasste, weil er ihm vertraut schien. Der Inder lud die beiden Männer auf Persisch ein, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, und stellte sich, während sie Platz nahmen, als Philosoph Walikhan vor. Behaglich war dem Botschafter dabei nicht zumute. «Ich unterrichte islamische Philosophie», erläuterte er und gab sich, trotz seiner offensichtlich indischen Herkunft, unverhohlen stolz als Iraner aus, schwächte das Postulat jedoch ab, als er des Botschafters Verwunderung bemerkte: «Ich habe iranische Vorfahren.»

Er rief den Kellner und bestellte zwei Gläser Tee, ohne seine Gäste nach ihren Wünschen gefragt zu haben. Seine hervortretenden Augen und das große, fleischige Muttermal auf einem Nasenflügel machten sein Gesicht unansehnlich. Wenn der Philosoph den Botschafter ansah, schien er den Blick auf dessen linke Schulter zu richten.

«Ich gebe eine philosophische Zeitschrift heraus, wissen Sie. Der Westen ist auf einem Irrweg, eine elende, armselige Region.»

Bedauernd seufzte er und schüttelte zugleich ratlos den Kopf. Er schien eine überirdische Mission erfüllen zu müssen, den Westen zu retten. Das sprach zumindest aus seinem Blick. Die hübsche junge Dame nickte indes bekräftigend und fischte des Inders Worte förmlich aus der Luft. In der leicht angespannten Atmosphäre sprach unbeschreibliche Hingabe aus ihrem Blick, eine Art Anbetung, wie Jünger sie einem Heiligen entgegenbringen. Als sie sich dem Botschafter erneut zuwandte, blitzte wieder diese unbändige Kraft in ihren Augen auf. Jedenfalls zeigte die junge Frau, dass sie sich ihrer Schönheit keinesfalls bewusst war.

Woher aber rührte sein Gefühl, diesen Blick, dieses Gesicht bereits zu kennen? Das hätte er sie gern gefragt, doch der Retter des Westens übernahm das Gespräch, hob beide Hände und sagte in höchstem Eifer: «Meine

wichtigste Aufgabe besteht darin, ihnen vor Augen zu führen, dass sie auf dem falschen Weg sind. Anschließend heißt's, sie zivilisieren.»

Er würde gewiss gleich mit der Faust auf den Tisch schlagen, so des Botschafters Vermutung nach diesem kurzen Ausbruch. Doch der Philosoph begnügte sich damit, seinen erhobenen Zeigefinger zu schwingen, mit großer Entschlossenheit. Und er hatte noch mehr zu sagen: «Seitdem ich mir das vorgenommen habe, bin ich in Europa mancherorts nicht gern gesehen.» Dann seufzte er gedehnt und schloss mit der Feststellung: «Der Europäer ist ein Wilder, ein Dieb, der sich aufführt, als sei er die Krone der Schöpfung, das Beste, was das Universum zu bieten hat.»

«Moment, was gibt der Mann da von sich?», dachte der Botschafter. Er wandte sich von der jungen Frau ab und nahm den Inder in den Blick, das ungepflegte Äußere, das dunkle Gesicht, die Glubschaugen, den ungekämmten Schnurrbart, den Mund voller schwarzer Zähne. Erträglich wurde dieser unschöne Moment durch die Anmut der bedauerlicherweise an den Lippen dieses Mannes hängenden jungen Frau. Wenn er nur wüsste, wo er sie schon einmal gesehen hatte!

Bald stellte sich jedoch heraus, dass der seltene Schatz, den die Gesellschaft der jungen Schönen an diesem Sommernachmittag darstellte, des Philosophen entsetzliches Gefasel nicht wettmachen konnte, weshalb die beiden Männer sich alsbald verabschiedeten.

Die zweite Begegnung, Tage später, ergab sich ebenfalls zufällig, im Café Coupole, am Montparnasse. Wieder war der Philosoph in Begleitung der schönen Frau, wieder bat er den Botschafter zu sich an den Tisch und stellte ihm die Schöne diesmal vor: «Meine Sekretärin, die bald zum Islam konvertieren wird. Sie studiert in Paris Sanskrit und jüdische Geschichte.»

«Das Absurdeste, was eine schöne, junge Frau studieren kann», dachte der Botschafter. Ohne sich seine Geringschätzung anmerken zu lassen, verbeugte er sich, drückte der Akademikerin lächelnd sein Lob aus, streckte ihr seine Hand entgegen und wartete darauf, dass sie sie ergriff. Wieder sah er ihr in die Augen, als er ihre zarte Hand drückte, und wieder erkannte er die widerstreitenden Kräfte in ihrem Blick.

Nach dieser kurzen Begrüßung hatte der Botschafter kaum am Tisch der beiden Platz genommen, als der mit starkem Akzent philosophierende Inder, der nur ein einziges Gesprächsthema zu haben schien, kein gutes Haar an Europa, den Europäern, deren Wissenschaft und Gesellschaft mehr ließ. Er wischte sich mit Daumen und Zeigefinger kurz über die Mundwinkel, wollte seine Tirade fortsetzen, beschloss stattdessen unverhofft, seine Glubschaugen

auf den Botschafter, genauer gesagt, auf dessen linke Schulter zu richten und zu schweigen.

Derart beäugt, fühlte der Botschafter sich sichtlich unwohl. Unbegreiflich war ihm, wie jemand so grob daherreden konnte, noch dazu in Gesellschaft einer reizenden, jungen Dame. Er konnte nicht anders, als dem Westen, zumindest bedingt, beizuspringen: «Schauen Sie, man kann die westliche Zivilisation nicht in Bausch und Bogen verdammen oder gar als Anomalie abtun. Sie hat, genauer betrachtet, trotz all ihrer Fehler, auch Vorzüge.»

Schneller, so dachte er, könne man ihm nicht widersprechen. In diesem Moment öffnete die junge, engelhafte Gestalt, die mit ihnen am Tisch saß, ihre Lippen und richtete das Wort an den Botschafter: «Verzeihen Sie, mein Herr, da muss ich Ihnen kurz, aber ganz offen entgegenhalten, dass die westliche Zivilisation nichts Bemerkenswertes zu bieten hat. Wo man auch hinschaut, sieht man entweder Gewalt, Kriminalität, peinliche Dinge oder anderes Schändliche.»

Der Eifer, mit dem sie bei der Sache war, offenbarte die widerstreitenden Kräfte in ihren Augen noch stärker. Der Botschafter ließ sie gern reden. Was sie sagte, war ihm einerlei. Er genoss den Klang ihrer schönen Stimme und verlor sein Herz im Nu an die sanften Kopfbewegungen, die sie zwischen zwei Sätzen machte. Ihre offenen Worte aber trafen ihn unvorbereitet.

Den beiden gegenüber saß der indische Philosoph, in seinen Stuhl gesunken, hatte sich die Reste des kürzlich verzehrten Essens noch immer nicht vollständig aus den Mundwinkeln gewischt und nickte der jungen Frau aufmunternd zu. Widerwärtig anzusehen!

Was des Diplomaten Abscheu noch verstärkte, war seine Vorstellung, dass dieser hässliche Inder diese junge Frau mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Nacht für Nacht vögelte. Insgeheim musste er allerdings zugeben, dass er nicht wissen konnte, was sich zwischen den beiden hinter verschlossenen Türen tat. Vielleicht verfügte der Philosoph über verborgene Qualitäten, an denen es anderen Männern fehlte. Ob er, ausdauernd, inbrünstig, allabendlich eine oder zwei Stunden mit der Schaffung der Voraussetzungen zur geistigen Erbauung dieses Engels auf Erden verbrachte? Was sonst könnte dieses Wunder der Schöpfung in den Fängen dieses jämmerlichen alten Mannes halten? Wer, außer Gott, mochte das wissen?

Um seinen Abscheu zu lindern, schaute der Botschafter die schöne Meisterin der wohl gewählten Worte noch einmal an und hatte plötzlich das Gefühl, sein Schweigen zu ihres Herrn und Meisters Weisungen würde ihn wie einen Vollidioten dastehen lassen. Also machte er sich, sehr gefasst, ein weiteres Mal zum Fürsprecher des Westens: «Verehrteste, wie kann man eine